

Hühner gackern, Hähne krähen, Bomben fallen

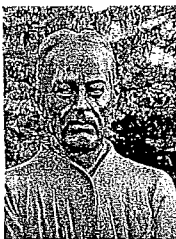
Strasnoys „Geschichte“ in der
Werkstatt der Staatsoper

VON MARTIN WILKENING

Die Ouvertüre zu diesem Stück kommt vom Tonband: Hähne krähen, Hühner gackern, und dann fallen Bomben, es wird wieder still. Der Komponist Oscar Strasnoy, dessen „Geschichte“ nach Witold Gombrowicz mit solchen Klängen beginnt, liebt die große Geste des Musiktheaters, und er jongliert bravourös mit ihr. Denn was zunächst etwas platt wie das Ende einer ländlichen Idylle erscheint, erhält alsbald seinen Hintersinn als phantasierte Befreiungstat. Man könnte Bomben in diese Familie schmeißen.

Wie die Hühner hacken Eltern, Bruder, Schwester in erzieherischem Eifer auf dem Protagonisten herum, dem zunächst sein Name vielstimmig eingebläut wird, Witold. Der aber verweigert sich der Identifikation mit der Familie, der hohlen Autorität des Vaters, der Hysterie-Flucht der Mutter, der Korruption seiner auf unterschiedliche Weise angepassten Geschwister. Er stört die Selbstdarstellung der Familie als Modell einer stabilen Gesellschaft, sucht sich, wie er sagt, einen Platz auf deren Hinterhof, von dem aus er nun barfuß seiner Reifeprüfung entgegenläuft, bei der er nach Überzeugung aller eine klägliche Figur abgeben wird, allenfalls in der Lage, eine Unreife-Prüfung zu bestehen.

Gombrowicz erlebte seine eigene Befreiung ironischerweise durch den 2. Weltkrieg, dessen Ausbruch ihn als jungen Mann 1939 auf einer Südamerikareise überraschte. Fast drei Jahrzehnte blieb er freiwillig im argentinischen Exil. Sein Stück „Geschichte“ ist Fragment geblieben. Einerseits ist es, schon durch die Namensidentität von Autor und Hauptfigur, wohl sehr nah an dessen wirklichen psychischen Wunden, andererseits entwerfen die zum größten Teil nur lose skizzierten Szenen eine Phantasmagorie geschichtlicher Spiegelungen



STASZEK SZYBKI JEST

Der Autor Witold
Gombrowicz

aus den Konflikten dieser Familiensituation heraus: Der Vater wird zum russischen Zaren und zum deutschen Kaiser, in ihrer Patriarchen-Autorität angenagt durch weibliche Rasputin-Brunst in Moskau und Homosexualität in Berlin, während sich der junge Witold in dem Wahn austobt, mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers endlich seinen eigenen Krieg entfesselt zu haben. Ein krasses Beispiel für die Selbstinszenierung eines Freud-schen Familienromans.

Verzicht auf Instrumente

Der argentinische, jetzt in Berlin lebende Komponist Oscar Strasnoy setzt dem überdrehten Wahnsinn dieser Geschichte eine konsequente Reduktion entgegen. Sein 2004 entstandenes Musiktheater verzichtet auf Instrumente, zeigt das Gefangensein in den Familienbanden nur durch die pausenlose Agitation der Stimmen von sechs Vokalsolisten, wenige Einspielungen von Filmschlagern und Trivialmusik öffnen kurz die Fenster zu einer fernen Außenwelt, die aber auch nur simplen Trost verspricht. Solche Gefangenschaft setzt auch die minimalistische Bühne in der neuen Produktion der Staatsoper in der Werkstatt des Schiller-Theaters fort. Der kleine Raum ist wieder einmal ganz neu zu entdecken. Das Publikum schaut sich selbst in einer großen Spiegelwand beim Zuschauen zu, die sechs vorzüglichen Sänger und Sängerinnen sind von der Regisseurin Isabel Ostermann, zunächst ganz unauffällig, in den Sitzreihen platziert.

So beklemmend das Sujet, so amüsant dieser avantgardistisch verbogene 60-minütige Operetten-Spaß. Strasnoy führt die sechs Stimmen durch alle Möglichkeiten musikalischer Sprache, vom Sprechen über Lauterlegungen bis zur verzückten Koloratur, folgt dabei aber stets einer stringenten Gefühlsdramaturgie und reizt den schrillen Gegensatz zwischen Tragik und absurdem Witz gerade so weit aus, dass er sich nicht abnutzt. Ein kleiner Abend, der starken Eindruck hinterlässt.